

5. Juan & Mona: Es geschehen noch Wunder

Mona: »Das war ganz witzig. [lacht] [...] Dann hatte ›ne Freundin von mir Tinder⁶ ausprobiert und ich war total dagegen und ich hab ihr gesagt, [...]. Da melden sich doch nur Idioten! [...] Und dann hab ich, nur um's ihr zu beweisen, [...] hab ich mich angemeldet [lacht] und ...«

Juan: »Ja, das ist der Grund, warum sie das installiert hat! Ich hab das installiert, weil ich hatte kein soziales Leben. [lacht] Ich wollte gar nicht jetzt nur irgendwelche Frauen versuchen hier zu treffen, das waren nicht meine Gedanken, weil ich wollte ein soziales Leben! Einfach so Leute kennenlernen, [...] Und hab ich Tinder installiert und hab ich gedacht, ich geh raus, ich geh raus, ich geh mit Leuten rum und dann hab ich sie kennengelernt [lacht] ...«

Mona: »Ja und dann hat er mich angeschrieben und dann haben wir so hin- und hergeschrieben. [...] Und dann haben wir uns getroffen. Und seitdem immer getroffen.«

Wir sitzen in Monas Wohnung. Juan kocht Tee für uns. Ich habe Krapfen mitgebracht. Dann beginnt er zu erzählen. Ich denke zunächst, dass es um seine Geschichte geht, aber bald merke ich, dass das nicht stimmt. Es ist eine gemeinsame Geschichte. Seine Erlebnisse werden in die Liebesbeziehung hineingewoben, so als würden sie nur darin Bestand haben oder als könnten sie nur so rückblickend sinnhaft erzählt werden. Es sind drei große Erzählstränge, die ihre Beziehung rahmen und in unterschiedlicher Intensität durchlaufen. In ihnen allen hallt die Illegalisierung wider, die Juan widerfahren ist. Zwei Jahre später kontaktiere ich die beiden erneut und wir besprechen gemeinsam die von mir herausgearbeiteten Ergebnisse. Im Folgenden zitiere ich aus beiden Gesprächen.

Mona: »[A]lso mir war total klar, dass ich mit diesem Menschen leben will. So von Anfang an! Von Anfang Anfang an. Und das hatte ich noch nie und das hab ich ihm auch gleich mitgeteilt. [lacht laut]«

Juan: »Nach dem ersten Date habe ich gedacht, vielleicht war es die Zeit, also, ich dachte, ich hätte was falsch gemacht in dem Moment. Weil für mich vier oder sechs Jahren, dass ich kein Sozialleben mehr hatte so richtig, und hab ich mir gedacht, hab ich aus diesem Grund alles so gesagt, aber dann hab ich bemerkt, dass es nicht so war. Sondern dass das, was passiert, dass es in dem Moment echt war. Und nicht nur, weil ich schon so lange mich nicht mehr mit Leuten so getroffen habe.«

5.1. Krankheit und Heilung

Juan spricht langsam, sorgfältig die Worte wählend, suchend. Er macht Pausen, ist sparsam in seinen Schilderungen. Mona ergänzt hin und wieder. Sie spricht sehr schnell, schmückt aus, was vielleicht zu kurz kommt, verdichtet. Er lächelt sanft, wenn sie spricht. Juan erzählt, dass er nach seinem Schulabschluss nicht die finanziellen Möglichkeiten hatte, in Panama an seiner gewünschten Privatuniversität zu studieren. Um den Aufnahmetest für die staatliche Universität zu bestehen, fehlte ihm nur ein halber Punkt. Seine Mutter, die bereits in seiner Kindheit nach Deutschland ausgewanderte und dort neu heiratete, brachte ihn auf die Idee, in Deutschland zu studieren.

6 *Tinder* ist eine Dating-App, die auf dem Smartphone installiert werden kann.

Mit einem Studienvisum kam Juan nach Deutschland, begann Deutsch zu lernen, besuchte das Studienkolleg, nahm ein Studium an einer Hochschule auf, wechselte zu einem Studiengang an die Universität.

Juan: »[...] in der Zeit hat das mit meiner Mutter angefangen, die Probleme. Und natürlich, ich habe bei ihr gewohnt und dann haben ... und ja, meine Schwester war auch krank und sie haben sie diagnostiziert mit, ähm, Morbus Crohn. Eine chronische Krankheit. Und da am Anfang war auch schwer für sie, sie war noch nicht so alt, 12 vielleicht, 12 Jahre etwa. Und sie musste ... und natürlich hab ich auch meine Bruder unterstützt und auch meine Mutter und dann meine Mutter ist auf Reha gegangen, sehr lang. Nach der OP. Und dann, hinterher, musste sie in ein klinische, ähm, wie heißt das?«

Mona: »Psychiatrische Klinik.«

Juan: »Weil sie hatte Probleme mit Depression und diesen Gedanken, dass sie ... dass sie nicht machen konnte, was sie früher machen konnte, weil der Rücken nicht so gut war. Hat sie sich deprimiert und mein Bruder in Panama hat ihr gesagt, dass er auch krank war ... Aids bekommen hat und dann die Krankheit von meiner Schwester, die Krankheit von meinem Bruder und ihre Krankheit haben sie in diesen Zustand gebracht.«

Juan möchte seine Mutter und seine Geschwister unterstützen. Dadurch schaffte er jedoch die Prüfungen nicht und muss sich exmatrikulieren. Damit endet automatisch sein Visum.

Juan: »[I]ch hab gedacht, okay, wenn ich jetzt gehe zu KVR [Kreisverwaltungsreferat] und die mich nach Panama schicken, dann kann ich meine Mutter nicht unterstützen. Und ich wusste nicht, ob sie das verstehen könnten, und da hatte ich Angst. Hatte ich Angst und bin ich nicht gegangen, weil ich hatte Angst, dass sie sagen, nein du musst gehen, egal, was ist mit deiner Mutter, musst du gehen.«

Mona: »Und dazu muss man vielleicht auch noch sagen, die Geschwister waren eben zum Teil minderjährig und der Vater, [...] der hat als Koch gearbeitet und war nie zu Hause! [...] Die Mutter, die eben monatelang in der Klinik war, die Kinder, die zu Hause sind, und der Vater, der dann praktisch immer arbeiten musste! [...] Das war dann auch nochmal so ein Ding, dass er dann gesagt hat, ich kann nicht weg!« [...]

Juan: »Ja, und meine Schwester zum Beispiel musste [...]. Jeden Tag am Abend, bevor sie schlafen gegangen ist, musste sie das, musste sie diese Medizin nehmen. [...] Und da war dann nur ich noch im Haus, meine Mutter war in der Klinik! Und dann hab ich auch sie unterstützt und dann am Ende, ähm, bin ich dann ... diese ganze Zeit mit meiner Familie geblieben.«

Juan erzählt keine Geschichte über das Hineinschlittern in die Statuslosigkeit oder das aktive Untertauchen. Er erzählt eine Familiengeschichte, die, geschüttelt von Schicksalsschlägen, Hilfe benötigt. Es ist eine Geschichte über ein zögerliches Zurückweichen von seinem Studium, über ein Loslassen von Verpflichtungen – um sich anderen zu widmen, um zu helfen. Das hängt auch damit zusammen, dass er seine Mutter »meine ganze Kindheit, einen großen Teil von meiner Kindheit nicht gesehen« hat. Darin klingt ein Aufholen von Vergangenem an, nur mit vertauschten Rollen.

»Ich war immer zu Hause für sie, ich hab gekocht, hab ich geputzt, hab ich mit denen Hausaufgaben weitergeholfen. Dann kommt meine Mutter nach Hause und hab ich auch sie unterstützt ... Es war nicht einfach [...].«

Mona ergänzt seine Schilderungen. Sie möchte, dass ich Juan verstehe, möchte, dass ich seine Geschichte aus ihren Augen nachvollziehen kann. Als sich die Situation in Juans Familie stabilisiert – der Mutter geht es besser, der Vater ist nun öfter zu Hause, die Schwester hat sich mit ihrer Krankheit arrangiert –, sind fünf Jahre vergangen. Fünf Jahre, in denen Juan *»fast immer zu Hause«* war. Er beschließt, nach Panama zurückzukehren, doch sein Pass ist abgelaufen und er weiß nicht, wie er aus der Situation herauskommt. Das ist die Krux für Menschen in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität – da der legale Aufenthalt verwehrt wird, wird auch eine legale Ausreise unmöglich gemacht. Denn wen es offiziell nicht geben darf, der:die muss auch nicht ausreisen können. Sie haben sich der Straftat des unerlaubten Aufenthalts schuldig gemacht und es könnte am Flughafen bei der Passkontrolle eine Festnahme erfolgen.

»Und dann hab ich Mona kennengelernt und ich hab ihr sofort erzählt, wie meine Situation war am Anfang, dass ich nach Panama wollte und dass ich ... ja, dass ich illegal hier war.«

Es ist das erste Mal im Gespräch, dass Juan von *»illegal sein«* spricht. Vielleicht ist es auch der Moment, in dem zum ersten Mal die Belastung der Illegalität spürbar wird. Seine Unterstützung in der Familie ist nicht mehr vollumfänglich nötig und der zentrale Daseinsgrund verwässert. Er wird nicht mehr so gebraucht und könnte sich wieder seinem Leben widmen. Es ist jedoch auch der Moment, als er Mona kennenlernt und ihre gemeinsame Geschichte beginnt. Die erzählte Gleichzeitigkeit der Bewusstwerdung der Illegalisierung beziehungsweise des aktiven Wunschs, diese zu lösen, und des Treffens mit Mona ist vielleicht auch der Grund für meinen Eindruck, dass Juans Geschichte über sein Leben ohne Aufenthaltsstatus eigentlich eine Geschichte über den Beginn einer Beziehung ist.

Juan: »Und dann haben wir, haben wir eine Beziehung angefangen trotz dieser Situation. Da hat sie mir gesagt, versuch mal, Wege zu finden, wie du deine Situation klären kannst.«

Mona: »[A]ls er mir gesagt hat, ja, ich hab kein Visum und so und ich so, ja, das ist mir eigentlich relativ egal, weil ich möchte dich halt kennenlernen und nicht wissen, wie dein Aufenthalt ist und ähm das ... und natürlich wurde es dann immer mehr Thema, weil man auch einfach gesehen hat, wie das Leben ist!«

Bei ihren ersten Treffen erzählt jedoch nicht nur Juan von seiner Statuslosigkeit, auch Mona rückt mit all ihren *»Macken und Schwächen«*, wie sie es nennt, heraus. Auch sie leidet unter Krankheiten – unter anderem einer Hormonstörung, die in ihrem Fall das Schwangerwerden erschwert. Es ist ein bisschen so, als wiederhole sich Juans Geschichte. Wieder ist es die Konfrontation mit einer Krankheit. Vielleicht schafft aber auch genau das ein Vertrauen zwischen ihnen, da die Erzählung über Krankheit eng an die eigene Familiengeschichte geknüpft ist.

Mona: »[D]as war dann einfach so, dass ja, dass wegen meiner Krankheiten, dass ich kein Kind kriegen kann! Und das hab ich ihm von Anfang an gesagt! Beim ersten Date! Ich kann keine Kinder kriegen, also wenn du mal welche willst, ist's schwierig, das hab ich ihm sogar gesagt!«

Juan: »Ja, und es war nicht so, dass ich gesagt habe, okay, sie kann keine Kinder kriegen, dann muss ich keine Beziehung haben [...].«

Es ist jedoch dieses Mal eine andere Krankheitsgeschichte als die bisherigen in Juans Leben. Es ist eine Geschichte der unerwarteten Wendung.

Mona: »Das war das erste Mal, dass er da dabei war beim Arzt. Und dann hat die Ärztin gesagt, tja ..., und der Juan hat gesagt, ich glaube, ich seh da was im Ultraschall ... Und die Ärztin, ja, sie sind im dritten Monat ... Und dann standen wir da.«

Juan: »Ich hab das auch nicht geplant, ein Kind zu kriegen, das war nicht in meinem Kopf und sie wollte es auch nicht in dem Moment, ähm.«

Mona: »[U]nd dann ist das Kind halt entstanden. Trotz Verhütung. Trotz zweier Krankheiten. Und zudem in einer Phase, wo's rein hormonell absolut unwahrscheinlich ist, überhaupt schwanger zu werden, selbst wenn man's könnte! [lacht]«

Die Schwangerschaft ändert alles. Sie verändert den Umgang mit ihrer Beziehung und der in ihr mitschwingenden Illegalisierung. Es entsteht ein neuer Druck, eine Lösung zu finden.

Mona: »Aber das war dann plötzlich alles so, okay, nee, es ist nicht Priorität auszureisen, um dann legal wieder einreisen zu können irgendwann und alles zu regeln, sondern, ja, wie bleibt man zusammen? Also das war nochmal so, ja, ein komplett anderer Gedanke ...«

Juan: »Ich war bereit, wirklich auszureisen! Ich war schon wirklich bereit!«

So gesehen tritt eine unvorhergesehene Wendung ein, denn das zuvor definierte ›Problem‹ löst sich – wie durch ein Wunder. Damit einhergehend löst sich auch Juans ungeklärter Aufenthalt. Über eine Vaterschaftsanerkennung erhält er schlussendlich wenige Wochen vor der Entbindung eine Duldung und da er bald Vater eines deutschen Kindes sein wird, ist es nicht mehr möglich, ihn ohne Weiteres auszuweisen. Doch da ist noch etwas, eine feine Andeutung vielleicht. Auch für Mona hat sich etwas ›gelöst‹, denn obwohl sie von der Unmöglichkeit des Kinderkriegens überzeugt war, mag es doch eine stille Vorahnung oder einen leisen Wunsch gegeben haben, der zwischen ihnen entfaltet wurde und ihr in der Erzählung ihres Kennenlernens unversehens entwischt:

Mona: »[U]nd dann waren wir beim zweiten Date, zweiten oder dritten, dann als wir miteinander zu Hause waren und haben wir über Namen von Kindern geredet, weil ich gesagt hab, ich finde so Namen so schön ...«

Es wird ein Mädchen.

5.2. Elternschaft und Richter

Die Geschichte über Krankheiten und eine unvorhergesehene Wendung wäre jedoch viel zu vereinfacht, zu romantisiert und zu idealisiert. Denn es ist auch eine Geschichte über Moral, die ihrer Beziehung und dem überschattenden Problem der Illegalisierung eine zusätzliche Bedeutungsaufschichtung verleiht.

Mona: »[I]ch hab's am Anfang noch nicht so ganz begriffen und als ich's dann eben begriffen habe, dann kamen viele Fragen und da haben wir uns eben auch gestritten und angelegt und

[...] also ich, es war dann auch Streitthema, aber ähm das war von Anfang an irgendwie klar, dass man zusammen sein will.«

Es beginnt eine Odyssee durch verschiedene Anwaltskanzleien. Monas Normalität gerät ins Wanken. Es ist wie ein schrittweises Vordringen in eine Sphäre, die ihr fremd ist.

Mona: »Also so, komplett, wie parallel leben. Zu dem, was ich kannte! Also es war so, puh, ... es war so vollkommen absurd!«

Es ist dieses schrittweise Verstehen ihrerseits, was jedoch auch mit einer Bewunderung (*»[D]as hat mich total gewundert, dass er auch soziale Netzwerke hatte in der Zeit«*), vielleicht auch einer Faszination ineinandergreift, *»aber halt alles so ... im Untergrund«*. Aus dem anfänglichen *»[V]ersuche du mal, Wege zu finden«* wird schnell ein *»Wir«*. Denn die Beziehung zueinander macht die Illegalisierung auch zu Monas Problem:

Mona: »Ich hab ja nie was gemacht! Ich hab mir ja nie was zuschulden kommen lassen und gar nichts. Für die Polizei bin ich ein absolut unbeschriebenes Blatt und ähm bei den Behörden hab ich mich aber nicht so gefühlt. Ich war mit ihm da und ich hab nicht das Gefühl gehabt, irgendwie, ich könnte mich beruhigen, weil es geht ja nicht um meine Person. Sondern es war wirklich jedes Mal so, dass ich das Gefühl hatte, ich, ich bin hier illegal. Ich!«

Die Kriminalisierung scheint auf sie abzufärben. Allein das Mitwissen, das Unterstützen wird kriminalisiert. Nicht nur Juan sitzt auf der Anklagebank, auch sie. Das Gefühl der Verurteilung wird ihr immer wieder entgegengespielt: *»[D]ie hat ihn nicht mal komisch angeschaut, die hat mich, mich verurteilt«*. Es ist das, was auch Julia und Fernando kritisieren: dass Mitwissen und humanitäre Hilfe letztlich genauso strafrechtlich geahndet werden können. Auf anonymen behördlicher Ebene fällt es Juan und Mona leichter, sich dagegen zu positionieren, jedoch werden sie angreifbar, wenn es um die moralische Instanz im privaten Umfeld geht. Zu der Zeit werden sie von einer Anwältin vertreten, die ihnen rät, stellvertretend zu heiraten⁷ und über diesen Weg eine Familienzusammenführung zu beantragen.

Mona: »[I]ch komm aus »nem Elternhaus, da ist alles normal und ähm ... das war so ne Sorge, die ich hatte, so, wie reagieren die? Was sagen die dazu? Und überhaupt das, wo wir das stellvertretend Heiraten angesprochen haben. Ich glaub, ich war in meinem Leben noch nie so nervös und waren da vor meinen Eltern wie vor einem Richter und haben darüber gesprochen und ... obwohl ich ja selber Entscheidungen treffen kann, aber das war eine ganz, das war eine richtig schwierige Situation. Mein Vater war emotional sehr an der Grenze und meine Mama auch und da war uns dann irgendwie klar, okay, so können wir es nicht machen. Das hat dann irgendwie wieder alle Hoffnungen, die man so hat, wieder zerschlagen. Wir hatten dann die Zugfahrt zurück und haben nicht miteinander gesprochen. Uns war beiden klar, wir können das nicht mit Heiraten machen, das geht nicht. Weil ... meine Eltern haben auch gesagt, sie würden uns alles Gute wünschen, aber sie könnten nicht zu unserer Hochzeit kommen und also, es war ganz ganz ganz emotional.«

7 In Deutschland ist eine Trauung per Stellvertreter:in zulässig. Ein:e Stellvertreter:in kann via Vollmacht in Abwesenheit eines Partners oder einer Partnerin das Jawort geben und die Ehe zwischen anwesender:m und abwesender:m Partner:in schließen.

Die Eltern sind nicht nur in ihrer Funktion als Elternschaft gegenwärtig. So sagt Mona zwar einerseits, dass sie selbst die Entscheidung treffen kann, aber dennoch beugt sie sich dem Urteil. Das Wort der Eltern ist wie das Wort des Richters. Sie werden nicht heiraten. Das Interessante an der Episode ist, dass es den Eltern nicht darum geht, den Kontakt zu Juan zu unterbinden, zumindest wird das nicht offen kommuniziert. Es geht vielmehr darum, dass eine Hochzeit aus diesem speziellen Grund, nämlich für die Erlangung eines Aufenthaltsstatus, nicht angebracht ist.

Juan: »[S]ie haben uns gesagt, dass sie es nicht für den richtigen Weg halten, so zu heiraten, so aus solche Gründen zu heiraten, das wäre nicht richtig gewesen.«

Monas Eltern halten nichts von einer zweckgebundenen Hochzeit, weil das vermutlich dem gesellschaftlichen Ideal einer Liebeshochzeit widerspricht. Die Eltern kriminalisieren damit nicht vordergründig Juans Statuslosigkeit, sondern verschleiern dies hinter einem normativen romantischen Liebesideal.

Juan: »Ja, es ist schon ein Paradox, wollt ich auch grad sagen. Weil teilweise kann man auch ein bisschen recht geben, ja, weil ich hab auch dran gedacht, was deine Mutter gesagt hat damals ... und ich hab in dem Moment hab ich ihr recht gegeben. Und dann hab ich mal nochmal drüber nachgedacht. Nein, komplett recht hat sie nicht! Weil, wir wollen ja heiraten, wir wollten in dem Moment!«

Es sind Wertvorstellungen, mit denen auch Mona sozialisiert ist, die sie zunächst vielleicht implizit teilt und im ersten Moment für ›richtig‹ erachtet. Vielleicht ist es beiden aber auch wichtig, keinen Keil in die Familie zu treiben und Monas Eltern nicht vor den Kopf zu stoßen. Doch dann wird Mona schwanger und erneut sprechen sie mit ihren Eltern.

Mona: »[N]ach den drei Monaten, weil es ja auch dann erst festgestellt wurde und es war klar, dass dann keine Abtreibung überhaupt infrage käme, das Thema stand nicht zur Debatte, weil das nicht mehr ging! Sondern, okay, wir werden Eltern und jetzt? Also das war so, oh nein!! Und gleichzeitig aber auch: Das gibt's ja nicht! Und er sich auch für mich gefreut und er sich auch für sich gefreut und [lacht] alles so gleichzeitig! Und dann waren wir vor meinen Eltern, also ich war vor meinen Eltern und meiner Schwester, [...] ... Und dann hab ich denen halt gesagt gehabt. Die waren ... Mein Vater war fix und fertig, der hat kein Wort mehr gesagt ...«

Mona spricht vor ihren Eltern. Diesmal ist jedoch die Entscheidung, Eltern zu werden, alternativlos beziehungsweise würde jede Alternative gegen ein Tabu verstoßen.

Mona: »[M]eine Mama fragt mich jetzt glaub ich jeden Tag, wie sieht's aus? Hat er jetzt ›ne Ausbildung? [...] Die haben halt auch gesagt, was kannst du denn vorweisen bitteschön, du kannst sie nicht finanziell unterstützen und das war eine ganz, ähm, krasse Situation, ja?«

Mona reflektiert die Tatsache, dass das Verhalten der Eltern maßgeblich mit dem anfänglich nicht vorhandenen Visum zu tun hat. Die Eltern erscheinen wie eine richterliche Instanz, die ein gesellschaftliches Außen verkörpert, welches emotional wirksam wird. Dabei wird paradoxerweise auch eine Ökonomisierung von Liebe beworben, welche dem romantischen Ideal eigentlich diametral gegenübersteht. Die Beziehung kann nur eine Aufwertung oder Anerkennung erfahren, wenn die ökonomische Fürsorge der

Tochter sichergestellt ist. Dies mag für sie auch in einer Beziehung, in welcher der Aufenthaltsstatus keine Rolle spielt, von entscheidender Bedeutung sein, aber der Mangel eines legalen Aufenthaltsstatus, welcher unter allem schwelt, festigt ohnehin dagewesene Schiefen und macht diese in einer extremen Form sichtbar. So ist es weniger das Stigma der Illegalität an sich, welches thematisiert wird, sondern die Verlagerung auf den privaten Bereich einer Beziehung, welche nun zum Politikum wird.

Diese Dimension spiegelt sich nicht nur im Gespräch mit den Eltern, sondern auch im Behördenkontakt. Mona ist Mitangeklagte, so als wäre sie die ›Handlangerin‹ eines Illegalisierten, um ihm scheinheilig zu verhelfen, einen Aufenthaltsstatus zu ergattern. Es sind diese Bedeutungsverschiebungen, die aufzeigen, wie sehr Statuslosigkeit keinesfalls nur auf der formal-rechtlichen Ebene angesiedelt ist, sondern sich gleichzeitig auf einer emotional aufgeladenen und normativen Ebene entfaltet. Besonders deutlich zeigt sich dies in den Verformungen auf das gesellschaftlich normierte Liebeskonstrukt. Durch die Illegalität erfährt die Liebesbeziehung eine Art moralischer Kontrolle. So erzählt Juan, wie ihm von einem Anwalt mitgeteilt wurde, dass er bloß nicht denken solle, wenn er ein Kind zeuge, würde es irgendwas an seiner Situation ändern. Im Gegenteil, alles würde schlimmer werden. Unter dem Vorzeichen eines ungeklärten Aufenthalts eine Beziehung einzugehen oder gar Kinder zu bekommen, erzeugt unmittelbar den Verdacht, dass diese nur Mittel zum Zweck sein können. Die ›Echtheit‹ einer Liebe wird unter dem Gewicht der Illegalität höchst zweifelhaft, angreifbar. Ein Kind unter diesen Voraussetzungen zu zeugen, ruft sofort den Verdacht der »Scheinvaterschaft« – so lautete der Vorwurf auf dem Standesamt – hervor. Aus diesem Grund überwiegt bei beiden zunächst die Angst, als sie erfahren, dass Mona schwanger ist.

Manchmal klingt es so, als stünden sie allein gegen den Rest der Welt. Doch ihr Schutzwall wird brüchig, denn die Bewertungen, die im behördlichen Kontext lediglich angedeutet, aber bei Monas Eltern konkret benannt werden, führen zu einer solchen Verunsicherung, dass sie den Gedanken an eine Heirat verwerfen. Nur die ›Nicht-Heirat‹ kann beweisen, dass ihre Liebe ›echt‹ ist. Vor diesem Hintergrund erscheint Monas Schwangerschaft und deren Feststellung erst im dritten Monat neben ihrer Krankheitsgeschichte als doppeltes Wunder. Denn ohne die Schwangerschaft hätte wohl kein Weg an Juans Ausreise vorbeigeführt.

Der Name ihrer Tochter bedeutet ›Wunschkind‹.

5.3. Ein steter Mangel

Neben der kontextuellen Ebene der gemeinsamen Geschichte (Juans immerwährende Konfrontation mit Krankheiten) und der gesellschaftlichen Ebene (die Bedeutungsverschiebung hin zu einer normativ-emotionalisierten Bewertung ihrer Liebe) durchzieht ihre Erzählungen noch ein dritter Faden, der die individuelle Ebene Juans Persönlichkeit betreffend berührt.

Juan: »Dann hab ich die Prüfung für dieses Studienkolleg gemacht und hab ich es bestanden [...]. Ja, das ist wie ein deutsches Abitur sozusagen. Und dann, ach ja, es gab Leute, [...] die haben das Studienkolleg wiederholt, weil wollten die Note verbessern und ich ... in dieser Zeit, ich

musste meine Visum verlängern und so bin ich gegangen und hab ich das gefragt, ob ich das auch nochmal wiederholen darf und die haben mir gesagt, nein, du kannst es nicht machen.«

Als Juan noch ein Studienvisum besitzt, empfindet er bereits Einschränkungen, die seinem Aufenthaltsstatus geschuldet sind. Er darf seine Noten nicht verbessern, er ist verpflichtet, sich sofort für ein Studium einzuschreiben. Als er einen Studienfachwechsel beantragt, werden ihm gerade einmal zwei weitere Jahre bewilligt. Dass er sich nach der Erkrankung seiner Mutter zunächst nicht an die Ausländerbehörde wendet, erscheint nur nachvollziehbar vor dem Hintergrund, dass sein Aufenthalt ausschließlich unter der möglichst auf zeitökonomische Effizienz ausgerichteten Zweckgebundenheit gegeben ist. Nun hat sich der persönliche Zweck jedoch für Juan verschoben. Er entscheidet sich für die Unterstützung und Fürsorge seiner Mutter und Halbgeschwister.

»[A]ls ich hier war, da musste ich irgendwas machen, weil ... wie jeden Tag aufstehen ... meine Geschwister in die Schule schicken, keine Ahnung kochen, dann musste ich, gab es viel Zeit, dass ich nichts zu tun hatte, und dann musste ich mich mit irgendwas beschäftigen und dann hab ich mich, [...] in diesem Bereich Elektrotechnik, hab ich mich selber gebildet sozusagen. [lacht] [...] Damit hab ich auch dann ein bisschen Geld geholt in der Zeit. Ich weiß, dass es Schwarzarbeit war und so, aber ... also, arbeiten darf jeder Mensch! [...] Ich wollte viele Sachen ... also ich hab auch einen Freund von mir, in der Zeit, der hat eine Krankheit, der ist, der sitzt im Rollstuhl und ich habe ihn betreut für zwei Jahre oder so und dann hab ich ähm, dann hab ich ähm mit Leute in Baustellen gearbeitet, dann hab ich als Elektriker gearbeitet. Und alles in dieser Situation!«

Dieses Recht lässt Juan sich nicht nehmen (»[A]rbeiten darf jeder Mensch!«). Als müsse er seinen waghalsigen Ausspruch wieder relativieren, fügt er unmittelbar hinzu, dass er auch einen kranken Freund betreut habe. Hier zeigt sich deutlich, wie sehr sein Ehrgeiz, sein Wunsch, sich weiterzubilden, vielleicht nicht allein für sich stehen darf, sondern immer wieder legitimiert werden muss. Seine Erzählungen sind einerseits geprägt von seinem Bestreben, sich zu bilden, und auf der anderen Seite davon, dieses immer wieder zurückstecken zu müssen. Er verleiht seinem Handeln in der aufopfernden Rolle, anderen zu helfen und Fürsorge zu leisten, Legitimität. Die aufenthaltsrechtliche Illegalität beraubt Juan jedoch genau dieser Anerkennung, da seine Pflegebereitschaft keinen Platz im formal-rechtlichen Rahmen einnehmen kann, sie wird unsichtbar gemacht. Aus dieser Unsichtbarmachung heraus verliert er unmittelbar seine Berechtigung, sich überhaupt in Deutschland aufzuhalten, da er sich nicht mehr vollumfänglich seinem Studium widmen kann.

»Und ich würde gern eine Studium anfangen, aber jetzt ich weiß, wir kriegen ein Kind und ich muss irgendwie auch Geld kriegen und wenn ich an der Uni bin, dann kriege ich kein Geld [...] und vielleicht mit einer Familie schaffe ich auch eine Studium nicht. Deswegen denke ich, ist es besser, jetzt eine Ausbildung zu machen. Nicht, weil es einfacher für mich ist oder sowas, aber ich will nicht so, so viel Zeit ähm damit verbringen. Eine Ausbildung, das ist ein bisschen flexibler.«

Auch in dieser Situation stellt er sein eigenes Bedürfnis zurück, sich um sich zu kümmern. Oder anders formuliert: Er stellt sein Bedürfnis, für die Familie sorgen zu kön-

nen, an erste Stelle. Er betont, dass er diese Entscheidung nicht aus Bequemlichkeit trifft, sondern aus einer fürsorglichen Bereitschaft heraus.

Juan: »Das längste, wo ich arbeiten konnte, war sechs Monate oder so. Als [...] IT-Elektronik. Weil wir haben in Büros PCs installiert und die ganze System, Informatiksystem vom Büro haben wir installiert ... mh, und dann da hab ich viel gelernt.«

Mona: »Ja, das ist so interessant, weil ... er kann das! Er kann das alles! Er hat ein System aufgebaut, alles installiert und das sind so Sachen! Wenn er die ganzen Sachen angeben könnte, die er gemacht hat, würde er sofort einen Ausbildungsplatz bekommen! Da würden sicher auch manche sagen, vergiss die Ausbildung, du kannst es eh schon alles. Aber jetzt ist halt einfach im Lebenslauf – okay, was haben Sie die letzten sechs Jahre gemacht? Weil man ja nichts angeben kann!«

Seine private Weiterbildung und seine beruflichen Fortschritte können nicht benannt, nicht zertifiziert und damit nicht anerkannt werden, da es diese unter dem Verlust des Aufenthaltes quasi gar nicht geben darf. Sechs Jahre reißen ein Loch in Juans Lebenslauf. Es entsteht eine Diskrepanz zwischen dem Menschen, der er ist, und dem Menschen, der er vorgeben muss zu sein.

Mona: »Ja, das ist wieder so ein Paradox! Man kann nicht ... ähm zeigen, wer man ist, und gleichzeitig wird man darauf aber reduziert! [...] Auf diese sechs Jahre Lücke, darauf, du hast keine abgeschlossene Ausbildung, darauf wirst du reduziert.«

Der Lebenslauf auf dem Papier zeigt seine nicht abgeschlossenen und abgebrochenen Studien, keine Praktika, keine Berufserfahrung. Auf dem Papier müssen seine Pflegedienste, seine beruflichen Tätigkeiten, seine eigentlichen Kenntnisse verschleiert werden. Beide sehnen sich jedoch nach einer Normalität, die sich nicht nur im Lebenslauf niederschlägt.

Mona: »Dass man halt einfach gucken kann, was kann er machen ... ja Hobbys! Im Verein anmelden, das geht ja auch nicht! Also solche Sachen, dass er wieder einfach so seinen Charakter wieder voll ausleben kann, weil das konnte er ja lange nicht. Jetzt kommt Normalität irgendwann.«

Zur ›Normalität‹ gehört für Mona auch ein Partner, der ein intaktes soziales Netz und Hobbys hat, beruflich gefestigt ist, jemand, der seinen Charakter wieder ›ausleben‹ kann. Auch an anderer Stelle sagt sie: »Also ich mein, so in dieser langen Zeit, wo du nicht an dir als Menschen so wirklich arbeiten konntest [...]«. Dahinter steckt die Annahme, dass Juans Persönlichkeit, sein Charakter durch die Illegalisierung stark beschnitten wurde, dass er über einen Mangel definiert ist, der sich in den Bruchstellen seines an gesellschaftskonformen Maßstäben orientierten Lebenslaufs verbildlicht. Juan teilt ihre Auffassung, wenn er sagt:

»Ich warte nur die Zeit, dass die Leute mich, [...] die mich kennenlernen in Zukunft in neuer Situation, dass die in Zukunft sehen können, was für ein Mensch ich bin, wer ich in Realität bin. Was ich beruflich, was ich erreichen kann. Weil ähm, ich hab immer gearbeitet! Ich will immer mich noch weiterbilden!«

In ihrem Dialog spiegelt sich nicht nur ihre individuelle Beziehungsebene, sondern auch eine Vielzahl von gesellschaftlichen Konstruktionen von Normalität. So betont Mona, dass ihr zunächst der Status egal war, dass es ihr nur um den Menschen ging: »Ja, das ist jetzt nichts, was deine Charaktereigenschaften ausmacht«. Und sie ist gleichzeitig der Ansicht, dass er in dieser Zeit seinen Charakter eben nicht voll ausleben und nicht an sich als Mensch arbeiten konnte. Auch hier bildet sich die divergierende Innen-außen-Dynamik ab: Mona kann durchaus erkennen, wer Juan »wirklich« ist, jedoch gerät dieses Bild in der Konfrontation mit den Eltern, mit Behörden, potenziellen Arbeitgeber:innen oder gar Freund:innen ins Wanken. Erst in der Gegenüberstellung mit dem gesellschaftlichen Außen sieht auch Mona sich mit dem Mangel konfrontiert, mit dem, was nicht sagbar, nicht erklärbar ist.

Mona: »Und das ist tatsächlich auch bei engen Freunden ... und das ist einfach ... ich hatte auch den Eindruck, nicht nur wir, unsere Beziehung musste sich rechtfertigen, sondern er musste sich rechtfertigen. Also er musste, also teilweise bei meinen Eltern noch bis heute, [...] ja, er müsste mehr tun, als andere Partner jetzt vielleicht tun müssten.«

Es wird deutlich, dass es das Schweigen ist, welches ihn absondert. Die Sprachlosigkeit, wie sie auch von Fernando und Julia zum Ausdruck gebracht wurde, verhindert, dass er so gesehen werden kann, wie er möchte.

Juan: »Ich hab auch meiner Mutter nie erzählt, dass ich schwarz gearbeitet habe z.B. [...] Ich war auf Baustellen und so. Aber bis jetzt weiß sie das nicht. Und ich will's auch nicht erzählen, weil ich will nicht, dass sie irgendwie nochmal Beschämung kriegt oder so. [...]«

Dieses Nicht-sagen-Dürfen betrifft alle Bereiche. Seiner Mutter muss er seine Arbeit verschweigen, der Ausländerbehörde muss er den Grund seines Studienabbruchs verschweigen, in Bewerbungen muss er sechs Jahre verschweigen. Die Stille, die ihn umgibt, wird erst mit dem Kennenlernen von Mona gebrochen. Ihr erzählt er von Anfang an alles. Es ist wie ein Fass, das endgültig überläuft. Und es ist wieder die Gleichzeitigkeit der Narrationsstränge, die sich alle in ihrer Beziehungsgeschichte bündeln.

Dass Monas Perspektive viel Raum im Gespräch einnimmt, mag vielleicht damit zusammenhängen, dass sie ein starkes Bedürfnis hat, diese Diskrepanzen gegenüber einer Person, die außerhalb der Beziehung steht, zu artikulieren. Vielleicht wiegt aber auch das Nicht-Sagbare für Juan noch immer schwer. Es ist über Jahre eingeübt worden und es ist immerhin noch er, den es am unmittelbarsten betrifft.

Juan: »Für mich, ähm, ich denke oft, wenn ich nach Exmatrikulierung einfach nach Panama geflogen wäre. ... Weil ich hätte das ganze, die ganze Illegalität und so vermieden und ich konnte bestimmt schon an der Universität studieren oder sowas in Panama ... aber das hab ich, in dem Moment hatte ich die Entscheidung, hier zu bleiben und meine Familie zu unterstützen. Ich weiß nicht, ob das ein Fehler war vielleicht ... aber ich ... in mir, ich fühl, dass vielleicht ich ... nicht glücklicher gewesen, wenn ich so nach Panama geflogen wäre und meine Mutter so in der Situation und meine Schwester auch in der Situation und das wäre für mich so immer etwas, was ich in meinem Kopf gehabt hätte, wenn ich nach Panama geflogen wäre.«

Ein Gedankenspiel, das vielleicht den insgeheimen Wunsch andeutet, seine eigenen Bedürfnisse in den Vordergrund zu stellen, zu studieren, einen Abschluss zu erreichen.

Aber auch das hätte ihn nicht glücklicher gemacht. Ich erkenne eine stete Wiederholung in seinen Erlebnissen, denn so hat sich zwar durch den rechtlichen Status vieles für Juan erleichtert und das Streben nach ›Normalität‹ ist nun Ziel ihrer gemeinsamen Beziehungsarbeit, aber Juans früherer Weg schreibt sich leise fort. So erzählte er zu Beginn unseres Gesprächs, dass es die mangelnde Unterstützung des Vaters war, die ihm den Zutritt zur Universität in Panama verweigerte. Es waren die Krankheiten der Familie, die zum Studienabbruch in Deutschland führten. Es ist jetzt die Elternschaft, die ihn erneut zwingt, eine Ausbildung zu finden und nicht wie gewünscht den eigentlichen bereits vor über zehn Jahren angestrebten Weg eines erfüllenden Studiums weiterzugehen. Wobei diese Perspektive auch zu einseitig, ja fatalistisch wäre, denn es ist vieles in Bewegung und alte Muster werden aufgebrochen.

Mona: »[lacht] Er kann, er ist auch so ein Charakter, aber aus der Situation heraus, ich kann solche Sachen nicht ablegen. Auch als du mir geschrieben hattest, können wir nochmal über das Interview reden und so ... Und ich schon gleich, boah, krass, wie das war und so und in diese Gedanken auch gleich wieder reingegangen und er [lacht] es ist doch vorbei, ja? Es ist vorbei! Und das ist toll! Das ist schön, aber mir hängen, also ich bin emotional einfach anders. Und sowas hängt mir, sowas hängt mir nach.«

Ich: »Das ist ja klar, ja. Aber es ist ja auch total schön, wenn ihr euch da ergänzt, wenn ihr da auch unterschiedlich damit umgeht.«

Juan: »Ja, ja genau. Stell dir vor, wir wären beide jetzt deprimiert! [lacht]«

Ähnlich wie im Gespräch mit Fernando, Julia und Pablo eröffnet sich ein Raum, der weniger von meinen Fragen gelenkt wird, sondern eine ganz eigene Dynamik entfaltet. Die performativen Dimensionen reflektierend wird deutlich, dass ein stärker von mir dominierter Gesprächsverlauf vielleicht keine Beziehungsgeschichte zum Vorschein gebracht, sondern einen anderen Fokus erzwingen hätte. In einem Raum des zurückhaltenden Zuhörens werden Juans Erlebnisse jedoch in die Liebesbeziehung hineingewoben und gemeinsam entfalten sie eine Beziehungsgeschichte, welche sich mir im Gespräch transportiert. Vielleicht lese ich aber auch erst diese Bedeutungsebene aus ihrer Interaktion, aus ihrer Art, sich stetig gegenseitig zu ergänzen, aufeinander Bezug zu nehmen, heraus und interpretiere Juans für sich stehende Erlebnisse auf eben dieser Folie. Die erzählten Erlebnisse von Juan und Mona sind stark von Monas Worten geleitet, nicht jedoch ausschließlich von ihrer Perspektive geprägt. Ich empfinde Monas Sprechen nicht als ein Sprechen *über* Juan hinweg, sondern es kommt mir vielmehr vor wie ein Sprechen *für* ihn, welches er dankend annimmt.

Mona schickte mir nach unserem zweiten Gespräch ein Gedicht als Audiodatei, welches sie selbst verfasst und gelesen hat. Das Gedicht kleidet ihren Blick auf das Geschehene in Rhythmus und Melodie. Ich fühle mich geehrt, ihre Worte hier drucken zu dürfen. Sie sollen am Ende stehen.

Von mir und dir – Gelesen von Mona

*Ich war ich
und das begriff ich, als ich dich sah.
Du warst wahr
und nah
und da
und so wunderbar
und klar, ich wollte uns und alles und
im Falle des Falles
kein Halbes,
ein Ganzes!
Wenn atmen doch mit dir
wie ein Tanz ist.*

*Dann kamen die Hürden
und Bürden
und Tränen
und ein Sehnen nach Normalität
in der Illegalität.
Du warst und bist
mit mir ein Wir
und für so viele
warst du nicht einmal hier.
Wie kann das sein?
Wie darf das sein?
Eigentlich nicht,
deshalb das Gedicht.*

*Zu Beginn war es für mich kein Thema,
bürokratisches Schema,
allerhöchstens ein Stein im Weg, aber
nicht ein endlicher Steg.
Doch mehr und mehr kamen die Fragen.
Langsam begannen wir beide zu tragen, was dein Leben
seit Langem prägte
und ich, wie ich bin, erwägte,
dir die Last zu nehmen
und den Schmerz nicht zu erwähnen,
und so beschloss ich,
mit allem, was ich kann,
da zu sein
für einen Mann,
der so viel mehr ist als*

*ein verborgener Schatz, und gab dir
zumindest in meinem Herzen
einen Platz.*

*Ich stellte mich vor dich
und nebendran.
Ich stärkte deinen Rücken
und schritt weiter voran.
Kämpfend und standhaft
in einem Nichts zu sein,
macht einsam und
unerträglich allein.*

*Wie könnte ich in Ruhe bleiben,
auf mein Wohl besinnt,
wenn all die Türen, durch die
ich spazierte,
dir verschlossen sind.*

*Wir haben die Partie gewonnen!
Es gab ein Happy End, doch
was hat man uns genommen?
Wer sich wohl unserer Opfer bekennt?
Die Mehrheit unserer Richter
hatte kein Diplom,
doch blicken wir in viele Gesichter,
die urteilen uns zum Hohn.*

*Die Waffen waren nicht gerecht verteilt,
Pistolen
gegen Hoffnung und Angst
in Ohnmacht,
wenn einen das Schicksal ereilt und
du um die Freiheit bangst,
die Freiheit, die
dich lange mied,
die Freiheit, die
du so brauchst,
Freiheit, die
in Reichweite geriet,
jetzt, wo du voll vertraust.*

*Aus du und mir wurden
ein Wir
und Sie.*

*Trotzdem vergess ich all das nie.
Mit dem Hohn, der Missgunst und all der Macht
haben sie uns fast zum Scheitern gebracht.
Ich bin stolz auf uns
und dich
und mich
und alles,
was wir haben.
Doch schreie ich manchmal im Traum zu unseren Richtern:
Seht her! Das sind
bleibende Narben.*